

# Alt-Rassau

Blätter für  
nassauische Geschichte  
und Kultur-Geschichte

No. 5.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

1904.

## Bedrängnisse der Niedergrafschaft Rabenelbogen zur Zeit des 30jährigen Krieges.

Nach Urkunden erzählt von Delan a. D. Siehe.

(Schluß.)

Wie leer und verlassen in dieser Zeit manche Dorfschaften dieses Landstrichs standen, ja, wie sie vom Feuer gänzlich zerstört werden konnten, ohne daß sich auch nur eine Hand zum Löfchen regte, darüber gibt uns auch Plebanus' Tagebuch Nachricht.

„Am 8. März 1637 bin ich mit meiner Hausfrauen nach Schwalbach zum Sauerbrunnen gegan, sah aber, als ich etwa um 10 Uhr durch Bleidenstadt ging, keine Flamme. Nur zu Hahn war aus einem Hause zu den Fenstern Rauch heraus kommen, hab gesorcht, es lägen etwa Soldaten darin, die uffpassen, darum bin ich nicht hineingegangen, sondern habe mich den Grund hinunter nach Bleidenstadt gemacht, aber nichts gesehen oder gemerkt, wiewohl ich mich verwundert, daß noch so schöne Häuser dastehen und nicht solchergestalt zerrissen und zerschlagen seien wie zu Wehen. Da ich nun etwa um 1 Uhr wieder von Schwalbach heraus auf die Höhe komme, habe ich einen sehr dicken und großen Rauch über Bleidenstadt sehen aufsteigen, aber keine Flamme, so daß ich mit nichts gewußt, wie ich mich hiermit richten sollte, weil man vor großem Rauch kein Haus sehen konnte, und war der Grund unter der Kirche und dem Schafhof voller Rauch. So waren denn damals alle noch übrig gebliebenen Häuser zu Bleidenstadt, deren 14 gewesen, abgebrannt, darunter schöne neue Bäume, auch eifliche stattliche Bäume im Eist, daß also nunmehr ganz Bleidenstadt niedergebrannt war bis auf das Pfarrhaus und ein Dörrchen (Obstdörre).“ — Wie es sich später ergab, war der Rasen durch angezündetes Reisig bei Hahn vom Feuer ergriffen worden, welches sich auf dem dürren Boden durch den Wind weiter verbreitete und Bleidenstadt von mehreren Seiten ergriff. Bei der ungeheuren Trockenheit jenes Jahres ist diese Erscheinung nicht auffallend.

Im Frühjahr zogen die Kroaten aus dem Martal, wo sie greulich gewirtschaftet hatten, fort, und die wenigen Bewohner atmeten auf. Aber die Ruhe sollte nicht lange dauern. Im Sommer marschierte der berühmte Reitergeneral Johann von Werth mit kaiserlichen Truppen von Ehrenbreitstein, das er nach langer Belagerung den Franzosen abgenommen hatte, auf zwei Wegen nach dem Main; der eine Heerhaufe schlug die Richtung über Montaubau, Limburg und Camberg ein; der andere, bei dem sich der Anführer befand, über Nassau, Schwalbach, Wehen und Idstein. Dieser Zug brachte der ohnehin schon ausgezogenen Gegend die schwerste Plünderung, welche der unselige Krieg ihnen bis dahin bereitet hatte. Hören wir im Auszug, was Plebanus darüber schreibt: „Am 6. Sonntag nach Trinitatis ist das Fußvoll Johann von Werths nach Schwalbach und in den Wehener Grund gekommen, ganz unvermuteter Weise, so daß niemand davon gewußt hat als ich, habe es auch zu Wehen am allerersten angezeigt. Denn nach der Beerdigung des Schultheißen Martin Klamm, während die Nachbarn im Trauerhaus saßen, bin ich vor den Flecken ins

Feld gegangen, die Sommerfrucht zu besehen. Indem ich nun von einem Grundstück zum anderen spazierte, flegte ein großer Haufen Raben über mich hin, deren sich fast 50 auf den nächsten Eichbaum auf der Wingsbacher Höhe setzen, wenden sich mit ihrer Stimme nach mir, eilen dann wieder davon, einer aber bleibt sitzen und ruft mir immer zu: grab, grab! Da dachte ich, es heiße: trab, trab! und ich sollte mich schnell davon machen. Mache mich deshalb eilends nach dem Flecken, und als ich an den untersten Weher komme, sehe ich, von Furcht erfüllt, mich um auf den Hahner Weg, da kommen 5 Reiter auf Wehen zu gesprengt. Saniell bin ich in den Flecken geeilt, habe das Pfortlein (in der Stadtmauer) hinter mir geschlossen, den Trauerleuten in Philipp Klamm's Haus zugerufen: kommen 5 Reiter zur Oberpforte hercin! schleunigst aus meiner Wohnung einiges geholt, um es auf die Flucht mitzunehmen, als schon das Fußvoll in hellen Haufen anrückt. Ich laufe in die Gärten, ins Gebüch, in den Wald und durch den steinigsten Weg. Hier setzten wir uns, die wir geflohen waren, auf einen verdeckten Platz, von wo wir sahen, wie den ganzen Nachmittag Reiter und Fußgänger, wohl über 400, in Wehen aus- und einritten und plünderten. Alles, was die armen Leute von früher her gerettet hatten, wurde ihnen genommen, selbst die Betten wurden aufgerissen, die Federn auf die Gassen ausgeschüttet, der franten Müllerin die Kleider vom Leibe gerissen, und alles von Lebensmitteln fortgeschleppt oder verdorben, kurz, sagt Plebanus, sie haben das Zeugnis hinterlassen, daß solche rasende Höllethunde noch nicht gewesen sind.“

Auch zu Schwalbach, wo zwei Regimenter, d. h. 3500 Mann, dieses Volks im Quartier lagen, ohne die Erbküthen und Weiber, desgleichen zu Lindschied, wo ein Regiment sich einquartiert, ist greulich gewirtschaftet worden wie nie zuvor. Was der arme Bauer an Korn im Feld oder in der Scheune gehabt, wurde weggenommen oder verdorben, so daß zu besorgen war, es müßten wegen Mangel an Saatkorn die Acker unbesetzt bleiben. Damals ist in Schwalbach und anderswo bei den durch den plötzlichen Ueberfall ausgeplünderten Leuten große Klage geführt worden, daß niemand von den Beamten sie vorher gewarnt habe. Ja, ein Bauer hiesiger Orten hat gesagt, die Raben seien besser als die Obrigkeit, denn die Raben pflegen vor den Kriegern als räuberischen Vögeln zu warnen, während die Obrigkeit schweigt.“ Den abgezogenen Räubern und Dieben aber sendet Plebanus den Wunsch nach: Golt gebe ihnen den Lohn dafür, wie sie hier und anderswo gehaut haben!“ Dieser Lohn ist denn auch dem Kriegshaufen zuteil geworden, denn im folgenden Jahre wurde er vom Herzog Bernhard von Weimar völlig geschlagen, alle kaiserlichen Generale, mit ihnen Jean de Werth, gefangen genommen und der Rest gesprengt.

Verlassen wir nun für einige Augenblicke den Gang der

Ereignisse und richten unser Augenmerk auf die Wirkungen, welche der nun schon 20 Jahre tobende Krieg auf das geistliche und seelische Leben des Volkes ausgeübt hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß die unerhörte Not, der endlose Jammer viele Menschen an den Rand der Verzweiflung brachten. Sie wurden irre an dem Walten einer weisen, gerechten und gütigen Vorsehung; selbst den frömmsten Herzen preßte der unaufhörliche Jammer, welchen Krieg über Pestilenz, Hungersnot und grausame Menschenhände über Gerechte und Ungerechte, über Protestanten und Katholiken brachten, den Ager aus: Gibt's denn keinen Gott im Himmel mehr? Hat denn der Herr seiner Menschenkinder vergessen? Lag's nicht nahe, daß das Unglück der Zeiten viele dazu trieb, allen Glauben wegzumerzen und sich dem trostlosesten Unglauben oder dem traurigsten Aberglauben in die Arme zu werfen. Frucht des Unglaubens war die sittliche Verkommenheit der großen Masse, welche nach Gottes Gebot nichts fragte und in Grausamkeit oder Selbstsucht die edleren Triebe der Menschenliebe ersterben ließ. Wer aber den Glauben an Gott wegwirft, verfällt gar leicht dem Aberglauben. In dessen Dienst stand denn auch jene Zeit. Selbst gebildete Menschen beugten sich unter den Glauben an zauberhafte Schutzmittel gegen Kugel und Schwert, an den Einfluß der Sterne aufs menschliche Leben, an Erscheinungen von Geistern und dergleichen. Eine der traurigsten Früchte des Aberglaubens dieser Zeit war der Wahn des Hexenwesens. Dem Hexenwahn begegnen wir zu den verschiedensten Perioden, aber in höchster Blüte stand derselbe in den Jahren 1630 bis 1640 des 30-jährigen Krieges. Hexen trugen nach der Meinung des Volkes Schuld an den herrschenden Krankheiten unter Menschen und Tieren, an Haus- und Landplagen. Männer und Frauen, vorzugsweise junge Mädchen und Greisinnen, wurden der Hexerei angeklagt und zum Feuerode verurteilt. Wertwürdigerweise kam es vor, daß solche sich selbst vor den Hexengerichten der Hexerei und Zauberei anklagten. Menschenkenner schreiben diese Vorgänge den unauslöschlichen und erschütternden Schrecknissen zu, welche damals auf das Nervensystem einwirkten. Auch in der Niedergrafschaft kamen mehrere Hexenprozesse vor, geleitet vom Oberamtmann Regensdorf in Reichenberg.

Neben den traurigen Erscheinungen von Unglauben und Aberglauben fehlt es aber auch nicht an heilsamen Beispielen edler Standhafter Frömmigkeit. Wie manche heroische That lebendigen, unerlöschlichen Gottvertrauens berichten uns die Blätter der Geschichte jener Jahre! Wie viele unserer schönsten evangelischen Kirchenlieder sind entstanden unter dem Druck des Krieges, wie z. B. die Pieder eines Paul Gerhard, Georg Henmark, Paul Flemming, Martin Miltart u. a. Wie viele herrliche Trostschriften gingen hervor aus den Federn im Feuer der Trübsal geläuterter Männer und Frauen zur Bestätigung des Fesaltes-Wortes: „Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich!“ sowie des Sprichwortes: die Not lehrt beten!

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zur Betrachtung der ferneren Kriegereignisse zurück.

Vom Herbst 1637, d. h. von der Plünderung durch die Scharen Jean de Werths an, kam für die Niedergrafschaft eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe. Das Kriegsgetöse verstummte zwar nicht, zog sich aber mehr nach Mittel- und Süddeutschland hin. 20 Jahre lang hatte es schon die deutschen Länder verwüstet, und noch war sein Ende nicht abzusehen. Wohl waren bereits seit Dezember 1638 Bevollmächtigte verschiedener Fürsten vom Kaiser nach Köln berufen, um Vorbereitungen zum Friedensschluß zu treffen, nach welchem ganz Deutschland sich schute. Aber so groß auch die Not und das Friedensbedürfnis bei dem Volke war, so viele Hindernisse stellten sich der Beendigung des Kriegsgetümmels entgegen. Einmal waren der beteiligten Mächte zu viele. Die protestantischen und katholischen Parteien, dazu Schweden und Franzosen, alle wollten für sich möglichst viel Nutzen ziehen, und zwar auf Kosten Deutschlands; darum konnten sie sich nicht einigen. Das größte Hindernis aber boten dem Frieden die Heere, welche sich auf deutschem Boden herumtummelten. Sie lebten vom Krieg. Die meisten dieser geworbenen Soldaten waren im Lager aufgewachsen, wohl schon darin geboren, hatten nichts anderes gelernt als Schwert, Speiß und Muskete zu handhaben, waren unter den Greueln des Krieges geistig und sittlich

verwilt, und begehrten nichts anderes als Raub und Plünderung. Was sollten sie anfangen, wenn Frieden geschlossen würde? Sie waren untauglich zu den Werken des Friedens, zur ruhigen Arbeit des Landmannes und bürgerlichen Handwerkers. Die Führer dachten vielfach ebenso. Im Kriege waren sie zu Macht und Herrschaft gekommen; auch zu Wohlleben und Reichtum; mit dem Frieden, der die Heere auflöste, ging ihnen diese Herrscherstellung verloren. Deshalb arbeiteten sie dem Friedensschluß entgegen. Was Wunder daher, daß die Verhandlungen der Friedensbevollmächtigten keinen Fortgang nahmen! Ja, es sahien sogar, als ob Mitte der 40er Jahre die Kriegsfaßel von neuem auslodern sollte. Wenigstens über die Niedergrafschaft kamen nach 10jähriger Pause noch einmal im Jahre 1647 die Schrecken des Krieges im vollsten Maße.

Wie oben bemerkt, war infolge einer Entscheidung des Reichshofrats zu Wien die Niedergrafschaft Katzenelnbogen von Hessen-Kassel an Hessen-Darmstadt gekommen. Landgraf Moriz von Kassel sträubte sich zwar gegen jene Verfügung, aber vergeblich. Darmstadt blieb Herr bis gegen Ende des Krieges. Im Jahre 1637 starb Wilhelm V. von Kassel, zu dessen Gunsten Moriz I. der Regierung enttast hatte. Seine Witwe, die energische hochherzige Landgräfin Amalie Elisabeth, beschloß, das entrißene Gebiet an Hessen-Kassel wieder zurückzubringen. Um bei den bevorstehenden Friedensverhandlungen ein kräftiges Wort zur Rückgabe mißsprechen zu können, sandte sie im Frühjahr 1647 den General Cornelius Mortaigne von Portakis, einen reformierten Niederländer, bisher in schwedischen Diensten, als Feldherr angesehen, mit einigen Regimentern über Friedberg, Wisingen nach Kamberg. Hier lagerte Mortaigne mehrere Tage, um Verstärkungen an sich zu ziehen, und marschierte dann über Jöhlein, Wehen, Schwalbach, Kemel nach dem Rhein. Unterwegs mußte er statten über die furchtbaren Verwüstungen, die das unglückliche Land betroffen hatte. Niedergebrannte Dorfschaften, wüstliegende Felder, halbeingestürzte Häuser, menschenleere Heden boten sich, wie er in einem Brief an den Landgrafen Ernst schreibt, überall seinen Blicken dar, wie er's nirgends in gleichem Maße gesehen habe. — Von Wehen aus sandte er seinen Unterfeldherrn Generalmajor von Rabenhaupt über Steckenroth nach Hohenstein, um diese Bergseite zu belagern und zu nehmen. Von der Landseite aus wurde im Juni 1647 die Burg so energisch beschossen, daß nur das Gemäuer übrig blieb und die Besatzung sich ergeben mußte. Heute ist Hohenstein eine der schönsten Ruinen weit und breit, ein sehr beliebter Ausflug von Schwalbach und Wiesbaden.

Der Oberfeldherr Mortaigne marschierte währenddessen über Zorn nach Bornig, wo er am 17. Juni rastete. Von hier zog er über Patersberg auf Reichenberg, das er durch Belagerung zur Übergabe zwang. Dieses Schloß Reichenberg, damals in verborgenem Scidental gelegen, war bisher von allen Stürmen des Krieges verschont geblieben und hatte durch seine festen Mauern den Bewohnern der Umgegend (auch dem Pfarrer Plebanus) in Zeiten der Gefahr Schutz und Zuflucht geboten. Trotz tapferer Gegenwehr seines heldenmütigen Verteidigers mußte sich Reichenberg nach kurzer Zeit ergeben. Nachdem sich Mortaigne am Rhein mit Rabenhaupt's Regimentern wieder vereinigt hatte, rückte er vor die Festung Rheinfels. Die Landgräfin Amalie wünschte diese schöne Feste unverfehrt zurückzuhalten, aber der tapfere Kommandant verweigerte die Übergabe. Mortaigne mußte sich zur regelrechten Belagerung verstehen, bei welcher er das Leben verlor. Eben hatte sich Rabenhaupt zur Erstürmung angeschickt, als auf Befehl des Landgrafen Georg von Darmstadt die Übergabe der Festung erfolgte (14. Juli 1647). Die Besatzung zog mit allen kriegerischen Ehren ab. Dieser heftige Krieg brachte durch seine Durchmärsche Einquartierungen und Belagerungen, bei denen es ohne Verwüstungen nicht abging, wieder neues Elend über mehrere Teile des Gebiets. Darüber erstattet unser bekannter lieber Gewährsmann, der Pfarrer Plebanus, den wir nach der Plünderung von Wehen verlassen hatten, wieder ausführlichen Bericht. Er hatte sich im Jahre 1639, als die Zeiten ruhiger geworden waren, wieder nach Miehlen begeben, um seine alte Gemeinde von neuem zu sammeln und sein Hauswesen aufzurichten. Das Kirchspiel Miehlen hatte sich wieder einigermaßen erholt, als durch den letzten heftigen Eroberungszug

alle Schrecken dieses unheiligen Krieges abermals hereinbrachten. Das lehrt uns ein Brief, welchen Plebanus an den Grafen Johannes von Sadamar Ende Sommer 1647 von Scheuern aus, wohin er geflüchtet war, geschrieben hat: „In Nieheln“, sagt er, „ist alles in den Häusern weggenommen worden, Fenster, Türen, Kisten und Kasten zertrümmert, meine Bibliothek jämmerlich zertrümmert und weggetragen. Nieheln steht seit Pfingsten mit den Orten Singhofen, Olsberg, Vogel, Mariensfels u. a. öde und wüste. Reichenberg liegt ganz wüste, nicht ein Mensch ist mehr darinnen; die Mauern sind eingerissen, die Tore verbrannt. Ist nun das 7. Mal, daß ich 70jähriger Mann von feindlichen Völkern geplündert und rein zum Ausersten gebracht bin: habe jetzt nicht ein Hemd behalten!“ — Solche Verwüstungen brachte zu guter Letzt der schreckliche Krieg über unsere Gegend.

Endlich, endlich aber sollte die Stunde der Erlösung schlagen. Am 24. Oktober 1648 wurde das Friedensprotokoll in Münster unterzeichnet. Die Kanonen der Wälle verkündeten das große Ereignis der Stadt; die Gloden trugen die Freundschaft, daß Friede sei, durch die Lande und wohin sie kam, da sammelten sich die Überlebenden in den Gotteshäusern, um ein inniges: „Nun danket alle Gott“ oder *te deum laudamus* zum Himmel emporzuschicken. Auch in den Kirchen der Niedergrafschaft wurden allenthalben Dankgottesdienste gefeiert für den erlangten Frieden.

Er war freilich teuer erkauft: Der Friedensengel, der sich auf Deutschlands Gauen herabließ, schaute trauernd auf verwüstete Klüften, zerstörte Städte und Dörfer, verlassen elende Menschen, welche die Leiden des Lebens nach allen Seiten bis auf die Hefe gekostet hatten. Zerschmetterte Wunden hatte der endlose Krieg unserm Vaterland geschlagen nicht bloß seinem materiellen Wohlstand, sondern auch seiner geistigen Entwicklung und seiner sittlichen Kraft. Einen Zeitraum von 200 Jahren hat es nach dem Urtheil sachverständiger Geschichtschreiber bedurft, um diese Wunden des Kriegs zu heilen und die Verluste zu ersetzen, welche die Bevölkerung erlitten hat. Möchte diese Erkenntnis uns eine heilsame Lehre sein! Möchte sie daraus die Mahnung beherzigen, welche an alle Parteien unfres Vaterlandes, namentlich an alle Konfessionen im deutschen Volke ergeht: Hallet Friede untereinander; seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens! Gott hat es gefügt, daß auf deutschem Boden Protestanten und Katholiken neben- und untereinander als Kinder eines Volkes wohnen. So streitet nicht gegeneinander! Der 30jährige Krieg führt es uns mit Flammenschrift vor Augen, wohin es führt, wenn eine Konfession die andere vergewaltigen will; es bringt einer jeden Verderben, denn gewonnen hat in jenem Kampfe keine, verloren haben sie alle; so laßt jede ihres Glaubens ungestört leben! Wenn diese Erkenntnis sich Bahn bräche in Staat und Kirche, in jeder Gemeinde und jedem Haus, dann wäre das eine köstliche, gesegnete Frucht aus blutiger, tränenreicher Saat.

## • Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, die erste deutsche Romanschriftstellerin.

Literarhistorische Studie von Detta Jilken.

### I.

Der starke Anteil, den das weibliche Geschlecht, ganz besonders auch in Deutschland, an der literarischen Arbeit der Jetztzeit nimmt, legt den Gedanken nahe, sich rückschauend auch einmal die Teilnahme der Frauen an der deutschen Literatur vergangener Epochen zu vergegenwärtigen. Als die älteste deutsche Dichterin gilt bekanntlich die Nonne Hroodswintha, „die helltönende Stimme von Sandersheim“. Mit einem beträchtlichen Anfluge von dem, was wir heute Klausurimpferei nennen, hat diese Literatin des zehnten Jahrhunderts im Stile des Terenz lateinische Komödien verfaßt, deren oft recht bedenkliche Situationen sie durch erbauliche Schlusswendungen mit ihrer klösterlichen Stellung in Einklang zu bringen suchte. Im zwölften Jahrhundert war dann die Klausurerin Frau Ava die erste dem Namen nach bekannte Frau, die deutsche Verse machte. Diesen ersten Einzelercheinungen treten aber schon bald

Gruppen von Schriftstellerinnen entgegen, und zwar läßt es sich verfolgen, daß die Mitarbeit der Frau immer dann am stärksten hervortritt, wenn der Übergang von Altem zu Neuem zunächst eine Zurücksetzung des rein Technischen bewirkt. Wir erleben das wieder in unserer Gegenwart, wir sehen es davor im Zeitalter des jungen Deutschland und in dem der Romantik. Nicht, daß es unter den Schriftstellerinnen niemals auch ausgesprochene Formtalente gegeben hätte. Sie sind aber äußerst selten; im großen und ganzen ist Strenge der Form nicht eben das, was die dichterisch beanlagte Frau charakterisiert. Ihrem Naturell kommt die bequem hinfließende Erzählung, die sich an keine allzu strenge Komposition zu binden hat, weit eher entgegen als etwa die Lyrik oder gar das Drama. Hier liegt auch der Grund der auffälligen Bevorzugung des Romanes von seiten der weiblichen Autoren. Die geräumigste und dehnbarste aller Kunstgattungen, die nur die allgemeinsten Gesetze des epischen Stiles beachtet und sonst die größte Freiheit der Behandlung zuläßt, ist — mit wenigen Ausnahmen — stets dasjenige Gewand gewesen, in das die Heldinnen der Feder am natürlichsten ihren Reichtum an Phantasie und Gedanken zu kleiden wußten, mögen sie nun George Sand oder George Elliot, Fanny Venald oder Ebner-Eschenbach heißen. Und so sehen wir denn auch schon gleich beim ersten Auftauchen des Prozaromanes literarisch begabte Frauen mit sicherem Instinkt und gutem Erfolg sich der neuen Form bemächtigen.

Diese ersten Anfänge des Prozaromanes fallen aber wiederum zusammen mit einer Periode allgemeiner geistiger Umformung, deren Folge auch hier zunächst eine Lockerung der künstlerischen Technik war. Es war die Zeit, wo der mächtig aufstrebende Bürgerstand das Mittelalter mehr und mehr zurückdrängte, und mit diesem zugleich auch der Minnegesang und das höfische Kunstepos sanken. Bürger und Handwerker begannen die Pflege der Dichtkunst an sich zu reißen. Begreiflicherweise aber mochten sich diejenigen Stände, die bis dahin auch in Kunstdingen als die allein maßgebenden gegolten, ihre so lange mit Ruhm behaupteten Vorrechte nicht ohne weiteres entziehen lassen. Indem die alten, ritterlichen Epen in eine neue Form gegossen und dadurch dem veränderten Geschmack näher gebracht wurden, ward von seiten der vornehmen Welt ein letzter Versuch gemacht, das Mittelalter wenigstens literarisch noch hoch zu halten. Schon in den Rittergedichten waren die Göttersagen des Volksepos durch phantastische Zaubermärchen ersetzt; jetzt wechselte das Wunderbare abermals die Gestalt: die himmlischen Wunder wurden in Aberrationen des Zufalls und in absonderliche Abenteuer verwandelt. Zugleich und demselben Zuge zu größerer Realität folgend, ward die poetische Form in Prosa aufgelöst. Man beschränkte sich bei dieser Neuauflage der ritterlichen Romantik indessen nicht bloß auf deutsche Stoffe, sondern griff auch nach ausländischen, insbesondere nach französischen Nitterepen und führte auch diese durch Übertragung in ungebundener Sprache der deutschen Literatur zu. So entstanden, aus dem Mittelalter hervornwachsend, die ersten deutschen Prozaromane, die, zunächst als Unterhaltung für die höchsten Kreise bestimmt, bald auch beim Volke Anklang fanden und von diesem noch gelesen wurden, als sich die Vornehmen längst wieder anderem zugewendet hatten.

Während nun in der Blütezeit der höfischen Poesie die Frauen lediglih der Gegenstand der Dichtkunst gewesen waren, begannen in dieser Übergangsperiode hochgeborene Damen nachdrücklich selbst in die literarische Bewegung einzugreifen und sich der Ausgestaltung der neuen epischen Form, des Prozaromanes, mit Eifer anzunehmen. Als die älteste in dieser Gruppe kunstliebender Frauen ist die geistreiche Pfalzgräfin Mechthildis, eine Tochter Adolfs von Nassau, zu nennen. Sie war allerdings nicht selbst schriftstellerisch tätig, wirkte aber durch ihren Einfluß in einem weiten Kreise. Ihrer Anregung ist unter anderem die Übersezung des französischen Novellenbuches vom Ritter von Thurn zuzuschreiben, eine Sammlung von Liebesgeschichten, die lange Zeit sehr bekannt und beliebt war. Es gehören hierhin ferner die Gemahlin des Herzogs Siegmund von Österreich, Eleonore (1448—1480), eine geborene schottische Prinzessin, die den feinerzeit berühmten Nitterroman „Pontus und Sidonius“ verdeutschte, und die

Gräfin Margarete von Vandemont, die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Lothringen, die den Roman „Loher und Maller“ aus dem Lateinischen ins Französische übertrug. Die Tochter der letztgenannten war Elisabeth von Lothringen, vermählte Gräfin von Nassau-Saarbrücken. Mit ihrer 1437 verfaßten deutschen Bearbeitung des eben genannten Romans von „Loher und Maller“ ist sie die erste Frau geworden, die einen deutschen Roman schrieb, und sie dürfte demnach gewissermaßen als die Ahnfrau und Schutzpatronin ihrer zahlreichen Nachfolgerinnen angesehen werden. Später hat sie jenem ersten Werke — unter Benützung der französischen chanson de geste „Hugues Capet“ — noch den Roman vom „Hugschapler“ folgen lassen. Möglicherweise ist sie auch die Verfasserin eines dritten Ritterromans, der von Ew, dem Sohne des Herzogs Girpin, handelt.

Gräfin Elisabeth war, als sie 1437 mit ihrer Übertragung von Loher und Maller in die Literatur eintrat, nicht mehr ganz jung. Sie war damals seit acht Jahren Witwe und in der Vormundschaft ihrer beiden unmündigen Söhne regierende Landesfürstin. Ein unruhevolles Leben lag hinter ihr, Kriege, die sie als die Gemahlin eines einflußreichen Fürsten unmittelbar berührt hatten, und solche, die sie während ihrer Regentschaft selbst geführt. Ihr Gatte, Graf Philipp von Nassau-Saarbrücken, der sie im Jahre 1412 zur Nachfolgerin seiner ersten Gemahlin und zu seiner dritten Braut erkor — er war als Knabe mit einer Tante Elisabeths verlobt gewesen —, war ein talentvoller Herr, der sich an zahlreichen landwirtschaftlichen Klämpfen beteiligte und auch an der Reichspolitik tätigen Anteil genommen hatte. Zwanzigjährig, hatte er mit Eberhard dem Greiner in der von Ulman besungenen Schlacht bei Döfingen gekämpft und dort den Ritterföhl erhalten. Im Jahre 1400 hatte er dann an der Versammlung in Oberlahnstein teilgenommen, die den schwachen König Wenzel abgesetzt und den Grafen Ruprecht von der Pfalz zum deutschen Kaiser erhoben hatte. Mehrfach in diplomatischen Angelegenheiten an den französischen Hof entsandt, hatte er bei den Wahlreitigkeiten, die nach dem Tode Ruprechts ausbrachen, abermals eine Rolle gespielt, und wie von Wenzel und Ruprecht, war er auch von des letzteren Nachfolger, Kaiser Sigismund, in dessen Gefolgschaft er das Konzil zu Konstanz besuchte, ausgezeichnet worden. Als er, bis zum letzten Augenblicke mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt, 1429 starb, verlor sein Land einen klugen Herrn, sein Geschlecht einen Sprossen, der stets auf den Vorteil seines Hauses bedacht gewesen.

Aber seine Fehden, insbesondere die Teilnahme an dem sogenannten Vierherrenkriege gegen die Stadt Metz, hatten den Grafen mit beträchtlichen Schulden belastet, die zu Klagen die erste Sorge seiner Witwe war. Sie entließ zu diesem Zwecke von ihrem Bruder und Oheim bedeutende Summen, wofür sie einen Teil ihrer Morgengabe verpfändete. Indessen ließ Elisabeth selbst sich alsbald in neue kriegerische Unternehmungen verwickeln. Als ihr Oheim, Herzog Karl II. von Lothringen, starb, sollte das Herzogtum an dessen Schwiegersohn, Renatus von Anjou, Titularkönig von Neapel, fallen. Elisabeth trat jedoch mit Nachdruck für die Ansprüche ihres Bruders, des Grafen Anton von Vandemont, ein. Der Erbfolgestreit, in dem ihr Gegner in dem Bischof von Metz einen Bundesgenossen fand, zog sich durch mehrere Jahre, endete aber, obgleich die Geschwister Renatus vorübergehend gefangen hielten, schließlich für Elisabeth und ihren Bruder mit Verzichtleistung.

Im Jahre 1438 vollendete Elisabeths ältester Sohn, Philipp, sein zwanzigstes Lebensjahr und wurde mündig erklärt. Doch führte die Gräfin die Regentschaft noch weiter bis zum Jahre 1442, wo auch ihr zweiter Sohn, Johann, seine Volljährigkeit erreichte. Da erst legte sie die Regierung in die Hände ihrer beiden Söhne, von denen der ältere die nassauischen Lande, der jüngere Saarbrücken erhielt. Nach wie vor aber nahm sie an den politischen Angelegenheiten, insbesondere an denen von Saarbrücken, regen Anteil. Sie behielt auch in der Grafschaft Saarbrücken ihren Wohnsitz. Als ihr Lieblingsaufenthalt wird

Schloß Buserbach bei Bülklingen genannt, wo die Grafen von Saarbrücken Jahrhundertlang einen Hof und ein Hochgericht hatten. Nach einem Weistum von 1422 hatten die Banern aus der Gegend von Bülklingen neben anderen Verpflichtungen auch die, daß sie während der Abwesenheit der Gräfin „die frösche zu Löwengen, das sie myn frauwe nit wecken“, ein Frohndienst übrißens, der im Mittelalter so häufig vorkommt, daß man daraus auf eine sehr verbreitete Frohnpflege schließen darf.

In ihren letzten Lebensjahren widmete sich die Gräfin neben den Staatsgeschäften und ihren literarischen Neigungen auch noch der Erziehung ihrer künftigen Schwiegertochter, Johanna von Voen, die nach damaliger Sitte schon im Alter von 10 Jahren mit dem Grafen von Saarbrücken verlobt und an den Saarbrücker Hof gebracht wurde. Versprach doch die einzige Tochter und Erbin Johanns III. von Voen, Herrn zu Heinsberg und Löwenberg, dem Hause Saarbrücken eine reiche Mitgift. Es scheint aber fraglich, ob Elisabeth die Vermählung, die in das fünfzehnte Lebensjahr der Braut fiel, noch erlebte; wahrscheinlich erfolgte ihr Tod kurz vor der Hochzeit.

Elisabeth von Saarbrücken starb am 17. Januar 1455. Dieses Datum gibt die Inschrift auf ihrem Grabstein, die lautet:

„Sie lieget die hochgeborne frauwe Elisabeth von lothringe greffyne zu nassauwe und zu sarbrücke die starff des jares MCCCCLV, uf sant anthonie dag. Der sele got genedig we.“

Beigesetzt wurde sie unweit von Saarbrücken in der zu dem uralten Augustinerchorherrenstift Sankt Arnual gehörigen Kirche. Dieses Stift, dessen Gründung mit dem aufräussigen König Theoderich in Verbindung gebracht wird und demnach bis in den Beginn des 7. Jahrhunderts zurückreicht, stand unter der Schirmherrschaft der Grafen von Saarbrücken, die aus ihm bedeutende Einkünfte bezogen. Zu Ende des 13. Jahrhunderts erhielt es die heute noch bestehende kreuzförmige gotische Kirche, die von 1455, also vom Tode Elisabeths an, bis 1677 als Begräbnisstätte der Landesherren diente. Insbesondere seinen Grabdenkmälern verdankt das Gotteshaus einen über die lokale Bedeutung hinausreichenden Ruhm. Die Porträtfiguren, in Panzerung und Kleidung vortrefflich ausgeführt und zum Teil koloriert, sind kulturgeschichtlich und historisch ebenso interessant, wie sie künstlerisch wertvolle Beiträge zur deutschen Monumentalplastik bieten. Unter ihnen verdient aber gerade das Grabdenkmal der Gräfin Elisabeth vielleicht als das beste Werk hervorgehoben zu werden. Die auf dem Sarkophage ausgestreckt ruhende, in Stein gemeißelte Gestalt zeigt eine außerordentlich sorgfältige und charakteristische Behandlung der Gewandung, und das runde Gesicht mit der kräftigen Nase und dem vollen Mund ist nicht ohne individuelles Gepräge. Es ist dies übrigens das einzige Bildnis, das von der Landesfürstin und ersten deutschen Romanschriftstellerin erhalten ist. Die Seitenwände des Sarkophags zieren die Wappen von Saarbrücken, Nassau, Lothringen und Vandemont.

Literarische Neigungen mögen in der klugen, starkgeistigen und vielseitigen Frau schon in der Jugend durch ihre Mutter genweckt worden sein. Deren französische Übersetzung des Loher und Maller war im Jahre 1405 erfolgt. Zweiunddreißig Jahre später verfaßte die Tochter die deutsche Bearbeitung, die nicht nur in den vornehmen Kreisen, sondern auch beim Volke großen Anklang fand und lange Zeit eines der bestbelegten Volksbücher war, das im 16. und 17. Jahrhundert zahlreiche Drude erlebte. Im 19. Jahrhundert hat dann Friedrich v. Schlegel oder vielmehr dessen Frau Dorothea eine verkürzte Neuausgabe veranstaltet, zu der eine im städtischen Archiv zu Köln befindliche Handschrift in niederdeutschem Dialekt benützt wurde. Später gab Simrod eine unverkürzte Erneuerung heraus, der ein Strakburger Druck aus dem Jahre 1514 zugrunde liegt. Beide alte Texte zeigen übrigens nur geringe Abweichungen. Eine hochdeutsche, mit Federzeichnungen geschmückte Handschrift aus dem Jahre 1493 ist im Besitze der k. k. Hofbibliothek in Wien.